

Das Geheimnis in der Bassena

Solange du nicht zu steigen aufhörst, hören die Stufen nicht auf, unter deinen steigenden Füßen wachsen sie aufwärts.

Franz Kafka. Fürsprecher.

Sie sperrt die Tür auf, durchquert den Gedenkraum und legt zuerst die Blumen auf das Kaminsims. Im Winter sind es Rosen, später, im März und April Tulpen oder Narzissen, im Mai Flieder oder Pfingstrosen. Wasser in die Bassena gießen, frisches einlassen und die neuen Blumen drapieren; die Stängel sollen nicht am Boden anstoßen, hat er auf einen der Gesprächszettel geschrieben. Links davon stehen die siebzehn Bände des Gesamtwerkes, daneben eine dicke, abgebrannte Kerze. Ein bisschen Altar.

Sitzen und Warten. Ins Stiegenhaus horchen. Auf die Glocke unten, die Schritte zwei Stockwerke hoch. Nichts, niemand. Wieder einmal kein einziger Besucher. Die Einsamkeit passt zu ihm. Die Stunden schleichen zäh dahin, sie meint, die Zeit am Stand ticken zu hören, stillgestanden seit dem 3. Juni 1924.

Es ist aber nur das banale Knistern der Heizung, wenn sie an- und abspringt. Dann von oben ein dumpfes Poltern, Schieben, Kratzen und Rollen über dem Plafond.

Die Geister sind immer und überall. Sie lassen sie niemals in Ruhe und dringen überall ein. Wahrscheinlich verrückt der Hausherr aber nur wieder einmal die Blumenkübel auf seiner Terrasse, als wollte er mit seinen Oleandern und Lebensbäumen das Orakel von Stonehenge nachbauen. Dieser Herr Odradek ist ein pain in the neck and in the ass. Pia denkt oft auf Englisch. Häufige Reisen nach London, eintauchen ins Theaterleben, nichts geht über Shakespeare, aber für das Leben dort reicht ihr Gehalt nicht.

Auf der Hauptstraße, vor den Fenstern, rauscht der Verkehr, unterbrochen von jähem Abbremsen, nervösem Hupen und reifenquietschendem Abbiegen zum A-H-Supermarkt. Ein Getöse, böseartig im Ton, aber gestaltlos und ohne Bedeutung. Sie

sollten mit Kotflügeln aufeinander schlagen wie mit rauchenden Colts. Dazwischen das banale Klirren von Einkaufswagen und hysterisches Kindergeschrei.

Die Bibliotheksarbeit ist schnell erledigt, es gibt ja nicht allzu viele Neuzugänge, die Mitgliederkartei auf den neuesten Stand gebracht, die Liste der neuen E-Mail-Einträge ist kopiert, seit Jahresbeginn ganze sieben. Sie sitzt einige Zeit am Schreibtisch und studiert wie schon so oft die rohe Ziegelwand, da kann sie sich verlieren, ihre eigene Meditation. Einmal sieht sie sich im Raum um, zu den Bücherregalen. Französische, koreanische, russische, chinesische, arabische Übersetzungen, alle interessieren sich für K. Außer den fremdsprachigen Übersetzungen hat sie alle Bücher gelesen, manche schon mehrmals. Auf die reichen Bildbände über Leben, Orte und Werke hat sie gerade keine Lust. Zu oft gesehen, gelesen, studiert, und nie zu Ende gekommen, zu einem Ende, einem eindeutigen. Gerade heute braucht sie keine fremden Rätsel.

Von ihrem Stuhl aus sieht sie auf die großen Porträt-Fotos von Dora Diamant und Robert Klopstock, die beiden Begleiter auf seinem letzten Weg. Dora war schon im Sanatorium Wienerwald und im Allgemeinen Krankenhaus an seiner Seite, Robert kam Anfang Mai nach Kierling geeilt. Er übernahm einen Großteil der medizinischen Betreuung und die Korrespondenz, Dora bekochte und fütterte ihn und versuchte, ihm einige Schlucke von Flüssigkeit einzuflößen. Sprechen konnten sie nicht mehr miteinander, sie schrieben einander auf Zettel ihre Mitteilungen.

Pia schüttelt sich in ihrem ganzen runden Körper und wedelt mit den Armen, wie um einen Insektenschwarm abzuwehren. Der soll nu mal ne Ruh geben, endlich. Dabei ist sie doch nur wegen ihm da.

Auf den Boden kommen. Jetzt einmal einen Kaffee und eine Zigarette auf dem Balkon mit langen Blicken ins Maital. Auch so vergeht die Zeit. Auf der Tanne sitzen die jungen Zapfen

dicht wie Haifischzähne, um den Wipfel herum vergnügen sich Blaumeisen, darüber quengeln Dohlen und Krähen. Unten im Rasen wachsen einige Fliederbüsche mit weißen und dunkellila Blüten, die Pfingstrosen noch nicht aufgeblüht. Sie sind alt und schon knorrig. Ob sie schon zu Kafkas Zeit hier standen? Dora und Robert haben aus Wien immer frische Sträuße mitgebracht. Franz, riech mal, wie schön. Um diese Zeit, die letzten Maitage, stellen sie eine Schale mit Erdbeeren und Kirschen auf den Tisch, die liebte er, Dora hielt sie ihm unter die Nase, zuletzt konnte er nur noch ihren Geruch genießen.

Zurück im Zimmer, es ist dämmrig geworden, der April bringt wieder einmal ein Gewitter ins Tal. Der braune Parkettboden dunkelt in zwei oder drei Schattierungen, und die Wände ziehen sich in weite Ferne zurück. In den Ecken hängen Erinnerungen wie Spinnengewebe. Der hat hier seine Gespenster ausgehaucht und zurückgelassen. Heute ist sie diejenige, die das hütet. Die Pflege von Spinnweben und Todeshauch. Ein schöner Job, aber sie hat ihn sich ausgesucht, und er ist ja ehrenamtlich. Ohne Amt, nur Ehre.

Pia gähnt und streckt sich in ihrem Sessel, die Arme zurück und die Beine unter dem Tisch. Sie legt den Kopf auf die Seite und lauscht der schwachen, zitterigen Musik aus dem Radio. Sie runzelt die Stirn und weiß nicht, warum ihr der Händel heute lästig ist. Weil ihr heute alles auf die Nerven geht, sogar ihr vielgeliebter Landsmann aus Halle/Saale? Ihr Gott, der größte Mensch, der je gelebt hat, alle anderen, sogar Mozart und Beethoven sind nur seine Propheten. Händel ist meine Religion, pflegt sie vor Freunden zu sagen, die einzige, und das hat nichts mit Halle zu tun.

Goodman wäre jetzt besser. Ein heißes, scharfes Geschmetter, die nervös zerrissenen Sequenzen einer Jam-Session, New Orleans und nicht Kierling. Aber auf Öl läuft gerade kein Goodman. Sie dreht das Radio etwas lauter. Vielleicht wären sogar Walzer jetzt besser. Aber seit Wien gestorben ist, sind alle Walzer Schatten. Wien, das große absterbende Riesendorf,

hat er einmal festgestellt. Aussichtslos. Vielleicht doch noch das Album mit den Fotografien hernehmen. Die Kinderbilder, mit und ohne Schwestern, als Maturant, der neue Doktor juris, mit der Lieblingsschwester, mit dem Freund und allein auf dem Altstädter Platz. Das alte Katzenkopfpflaster unter den eleganten Schuhen. Hochgewachsen, schmal trotz mehrfacher Schicht von dreiteiligem Anzug, auf dem Kopf einen hohen Hut. Nicht unfreundlich im Ausdruck und leicht zugeneigt, aber nicht wirklich lächelnd. Prag, das einen nicht loslässt, das Mütterchen mit Krallen, schreibt er in sein Tagebuch. Prag prägt. Die Stadt ist eine Heimsuchung.

Sie streicht sich mit beiden Händen über das straff zurückgekämmte Haar und steckt die Klammer über eine ungehorsame Strähne am Hinterkopf fester. Sie spielt mit der langen, silbernen Uhrkette vor der Brust, die Zeiger im ovalen Ziffernblatt bewegen sich nicht. Sie streicht ihre lange Bluse aus gerippter Seide über den pfirsichfarbenen Knien glatt und betrachtet lange die mit violetten Lotosknospen bestickten Leggings. Die Farbe ihrer Augen, ihr „ absolutes Alleinstellungsmerkmal“, sagt der Therapeut immer, dazu groß, tief liegend und glänzend. Ja der, und sie ballt ihre Fäuste in der Uhrkette. Der ist ja magersüchtig, und ich bin dickdickdick.

Aber sie hat sich in ihn verliebt. Das geht nun schon fünf Jahre, dass sie von ihm träumt.

Soll sie vielleicht etwas essen? Ihren Quinoa-Salat mit Avocados und Cherry-Tomaten. Sie sieht ihn geradezu vor sich, die Plastikbox steckt in ihrer Tasche, heute früh mit frischen Kräutern zubereitet für ihren Samstags-Dienst im Gedenkraum. Nein, es ist noch zu früh, sagt der strenge Kopf, obwohl der lässigere Magen schon etwas aufnehmen könnte. Der Appetit geht immer von Bildern aus, es ist Kopfhunger, nicht Magen hunger. Sie weiß das schon lange, versucht in Therapien und Tanz-Workshops die Bilder zu ändern und kommt doch nicht von ihren überzähligen Kilos los. Und überhaupt, in dem Zimmer, wo er

verhungert ist, ans Essen zu denken. Ihre Kollegin Sybille hielt das für unmoralisch.

Sie schaut auf den Parkett-Boden und sieht plötzlich, dass hier ein blauer Teppich liegen sollte. Ein Wahrnehmungsanfall- oder -ausfall? Sehen violette Augen andere Farben als braune, blaue oder graue?

Einen Augenblick zuvor war sie entspannt zurückgelehnt im Sessel dagesessen, und im nächsten stand sie auf den Füßen, absolut ruhig und im Gleichgewicht.

Putzen! Das ist es! Ordnung machen, auch wenn alles in Ordnung ist. Wenn etwas sauber ist, dann ist immer auch alles andere in Ordnung. Das kann nicht falsch sein, nicht in der DDR und auch anderswo nicht. Dreck lässt sich immer noch irgendwo finden. Das gibt Sicherheit.

Warte, he, pass auf, die Bandscheiben, das ist eine schwere Arbeit. Die paar Krümel von ihrem Quinoa-Salat mit Knäckebrot hat sie schnell weggewischt, ansonsten war alles sauber wie Brokat. Alle ehrenamtlichen Raumwächter waren darauf bedacht, keine Spuren zu hinterlassen, weder eigene noch fremde. Aber Pia ist geradezu von einem Putzfimmel besessen, noch das letzte Krümel- oder Stäubchen entdeckt sie mit Adleraugen und entfernt sie mit Besen und Wischmopp. Feucht aufwischen ist heute nicht notwendig, das Parkett glänzt ohnedies; wenn sie sich vorbeugt, kann sie sich darin spiegeln. Ein verrutschtes Spiegelbild, genauso wie seine Traumspiegelwelt. Vielleicht hat er zu oft auf seinen Parkettboden geschaut, geht ihr zum ersten Mal durch den Kopf. Oh Gott, bin ich banal, da mach ich doch gleich etwas ganz Banales. Sie steht auf und holt mit gezielter Geste aus der Abstellkammer ein Staubtuch. Sie kennt dort jeden Millimeter, hat sie sie doch selbst eingerichtet und ausgestattet.

Sie wischt mit dem Staubtuch über die dunklen Holzwände der Sitzecke, dort sammeln sich gern die Fusseln oder die Flankerl, wie die Ösis sagen. Als sie sich wieder aufzurichten versucht – vielleicht mit einer zu heftigen Bewegung – stößt

sie mit der linken Schulter von unten an das Bücherbrett. Diese kleine Erschütterung bringt die schräg aufgestellten Bildbände ins Rutschen, und wie eine Dominoreihe fallen sie um. Ein Buch auf das andere, langsam, wie in Zeitlupe, aber irgendwann haben sie keinen Platz mehr auf dem schmalen Brett und poltern herunter, auf sie, die noch immer halb gebückt vor der Bank steht. Eines trifft den Kopf, eines die rechte Schulter, mehrere treffen die Mitte des Rückens und gleiten über die Hüften. Wie die Bücher in ihre rechte Kniekehle eindringen konnten, welche Dynamik, welche Drehungen der Physik wirksam wurden, weiß sie nicht. Das große Buch von Kafkas Tagen in Wien, Kafkas Prag, einige Bildbände über das alte Prag, die drei Bände der Biographie von Reiner Stach, ein Prachtband mit Fotos von Kafkas Familie, zwei Ausgaben über Kafkas letzten Freund, Robert Klopstock, einer über Kafkas letzte Liebe Dora Diamant, über Kafka und das Judentum. Welches von denen war ihr in die Kniekehle eingefahren? Prag, Wien, Liebe, Freund, Judentum? Ah, er versucht mir nah zu sein, ein Wink aus dem Himmel. Aber mit welcher Bedeutung? So groß wie ein Taubenschiss auf den Kopf?

Aber das sind schon Überlegungen von danach, nach allem, als es vorbei war. Sie fühlt sich noch am Boden krabbeln, hinaus aus dem ersten Raum, vor die Tür, auf den Korridor.

Gleich links von der Eingangstür befindet sich eine Bassena, ein Wasserbecken auf dem Gang, üblich in alten Wiener Häusern. Was erinnert sie noch? Den Geruch von feuchten Steinen im Hausflur, Putzvetzen und Wischmopp. „Der Geruch von nassen Steinen im Hausflur“, nicht mehr und nicht weniger – die Definition von (guter) Literatur nach Hugo von Hofmannsthal. Sie krümmt sich, die Beine gehorchen nicht, das ganze Gewicht hängt in den Armen. Nur nicht alt werden, nicht schwach! Nach mehreren Versuchen bekommt sie mit einer Hand das Rohr unter der Bassena zu fassen und kann sich an ihm hochziehen.

Sie ist doch kein Ungeziefer wie Gregor, keine Maus wie Josefine, kein Hund, nicht der Affe Rotpeter, keine Ratte und kein Schakal. Kurz bevor es ihr gelingt, sich aufzurichten,

gibt das Wasserrohr nach, und die Schüssel kracht auf sie herab, Vollmetall der Firma Gerb & Söhne Wien. Die massiven Armaturen aus Edellegerungen prasseln auf sie herab, das schwere Gitter trifft sie an der Schläfe. Aber bevor sie im Geruch der muffigen Bodenfliesen versinkt, spürt sie etwas um sich, nicht die schweren Bücherbände aus der Ecke, sondern einzelne Blätter, Hefte, Notizbücher, Papier, viele Blätter, einen Berg, eine Decke, weit verstreut über die Steinplatten des zweiten Stockwerkes. Sie riechen noch nach dem Park von Berlin-Steglitz, nach Astern, Laub und feuchter Erde, nach dem Herbst von 1923.

Liebe Lotte, steht oben auf den Blättern. Du bist traurig, weil Du suchst Deine Puppe. Sie ist nicht mehr da, sie hat Dich verlassen und ist auf eine Reise gegangen. Du bist traurig, aber sei sicher, sie hat Dich lieb! Sie hat jetzt andere Pläne und schreibt mir Briefe über ihr neues Leben. Sie geht in die Schule, weit weg von hier. Es geht ihr gut und sie denkt oft an Dich. Ich erzähle Dir ihre Geschichte. Wenn ich nicht kommen kann, wird Dir Dora die Briefe vorlesen.

An einem warmen Tag Anfang November trafen sie im Park ein kleines Mädchen, das bitterlich weinte, weil es seine Puppe verloren hatte. Franz erfindet sofort eine tröstliche Geschichte, dass die Puppe eine Reise macht, er weiß es, weil sie ihm einen Brief geschickt hat. Drei Wochen lang schreibt Franz nun täglich im Namen der Puppe an das kleine Mädchen: von der Reise, der neuen Heimat, wo sie in die Schule geht, von ihren Abenteuern und wie sie neue Leute kennenlernt. Die Puppe ist erwachsen geworden und versichert sie immer wieder ihrer Liebe. Aber sie will nicht mehr zurückkommen, sie habe jetzt andere Menschen um sich und viele Verpflichtungen. Er bereitet sie auf den endgültigen Verzicht vor. Aber wie soll das enden, wie aus diesem Dilemma herauskommen, ohne das Vertrauen zu verlieren? Zuletzt lässt er die Puppe heiraten und erklärt dem Mädchen, dass sie es jetzt natürlich nicht mehr besuchen könne.

Franz hat den Konflikt eines Kindes durch die Kunst gelöst, durch das wirksamste Mittel, über das er persönlich verfügte, um Ordnung in die Welt zu bringen. Er verwandelt die Lüge in die Wahrheit der Fiktion.

23 Briefe und vier Postkarten, handgeschrieben, in seiner steilen und doch runden Handschrift, die Buchstaben besonders groß, ohne Korrekturen und Streichungen. Dora hat sie aus Berlin mitgenommen und im Hohlraum unter dem Wasserbecken des Sanatoriums versteckt, eingewickelt in Öltucher. Nachdem Franz im Februar weggefahren war, hatte sie keine feste Bleibe und niemanden, dem sie ihre Schätze anvertrauen hätte können.

Pia verliert das Bewusstsein.

Gefunden hat sie Herr Odradek, der Hausherr. Sie weiß nicht, wie lange sie so dagelegen war. An den Samstagen mit dem open door im Gedenkraum hat er ja immer die Ohren am Boden. Kaum sperrt sie auf, steht er schon da und bietet einen Kaffee an. So etwas von Quasi-Kaffee aus dem neumodischen Hausautomaten von N., brr. Sieht freundlich aus, ist aber sein samstägliches Kontrollgang. Vielleicht hat er schon den Krach gehört, mit dem die Bücherkaskade auf sie niedergegangen war. Er sieht sie da wie einen Lurch am Boden kriechend und ruft die Rettung, keine zehn Minuten später ist diese zur Stelle und bündelt sie auf eine Bahre. Mit Martinshorn ins Krankenhaus Klosterneuburg.

Es geht glimpflich aus, keine Spätfolgen, eine Gehirnerschütterung und eine klaffende Wunde auf der Stirn, einige Stiche, links über die Augenbraue kommt ein Klebeverband. Die Blutergüsse und Schrammen am Rücken sieht niemand, am wenigsten sie selbst. Nur die Innenseite ihres rechten Knies schmerzt noch lange und lässt sie humpeln, wahrscheinlich eine Prellung.

Wohin die Papiere gekommen sind, kann Pia bis heute nicht herausfinden. Das Ehepaar Odradek hat unterschiedliche Erinnerungen und kann sich nicht einigen. Sicher war das eine große Aufregung für diese alten Leutchen. Und der Gedenkraum

war ihnen nie ganz recht gewesen, die vielen fremden Leute im Haus, man weiß ja nie. Herr Odradek meint, die Rettung hat das Zeug mitgenommen, auf die Bahre gepackt, weil die Frau so geschrien hat: Die Briefe, die Briefe, bitte, rettet die Briefe! Frau Odradek erinnert sich nur daran, dass sie später die Treppen gesäubert hat. Da war viel Blut, eine Sauerei war das, alles durcheinander, die Bassena heruntergerissen, die Mauer offen und rundherum das viele alte Papier. Pah, Briefe, welche Briefe, lauter Fetzen sind auf dem Treppenabsatz herumgelegt. Und wer zahlt den Schaden? Den Mist hat sie hinuntergetragen, eine Plackerei, und in den Containern vor dem Haus entsorgt. Die Eimer mit Mauerwerk in den Restmüll, das Altpapier in den so bezeichneten Kübel. Alles muss seine Ordnung haben. Wer kann da widersprechen.

Pia selbst hat keine gesicherten Erinnerungen, nur das „Liebe Lotte“ steht ihr für immer eingebrannt vor den Augen. Kein körperlicher Schmerz kann so tief sein wie der um den zweiten Verlust der Puppenbriefe. Dora hat gelogen, als sie Brod versicherte, Franz' letzte Schriften seien in Berlin verlorengegangen, als die SS ihre Wohnung durchsuchte.

Von einem gewissen Punkt gibt es keine Rückkehr mehr. Dieser Punkt ist zu erreichen.

Franz Kafka. Blaue Oktavhefte

Wien, zwischen 13. und 25.5.17

Veronika Seyr

www.veronikaseyr.at

<http://veronikaseyr.blogspot.co.at/>

www.verdichtet.at | Kategorie: [about](#) | Inventarnummer: 17134